

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 83.

Samstag, 10. April

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

XXVII.

Schellbruch starb nicht. An der Schwelle des Todes riß ihn eine mächtige Hand zurück, damit er doch noch etwas von dem Glück dieser Erde erfahre; ganz leer sollte er nicht ausgehen.

Und mit der Befreiung seines Innern fand er auch die Beziehungen zum Leben wieder. Wohl sprach er selten, er fand auch kein Wort für die Liebes- und Freundschaftsbezeugungen, die man ihm erwies, und doch wußten seine Nächsten, daß er sie mit überquellender Seele genoß.

Einmal — er lag noch im Krankenhause — sagte er zu Grünau, der mit Hermine an seinem Bett saß:

„Hat man . . . noch nichts von ihnen gehört?“

„Nichts, Vater.“

Er sann still vor sich hin. Und dann sah er aus Augen, die sonderbar klar blühten, auf seinen Schwiegersohn:

„Aber wenn man sie hat — es soll nichts vertuscht werden, nichts.“

„Gewiß nicht“, erwiderte Grünau. —

Nach vier Wochen — Schellbruch war vor wenigen Tagen in seine Wohnung übergesiedelt, wo er von seiner älteren Tochter betreut wurde — kam aus der weiteren Nachbarschaft eine seltsame Kunde. In einer kleinen Einbuchtung am Flußufer hatte ein Schiffer zwei Leichen gefunden. Grünau schwang sich auf sein Rad und jagte hin. Als er die aufgeschwemmten, entstellten Leichen sah, wußte er, wer sie seien, und nun waren die letzten Zweifel, was die Ursache des Feuers betraf, beseitigt.

Als er dem Polizeimeister Meldung machte, rief dieser aus:

„Gott sei Dank!“

Schellbruch aber sagte nichts. Ihm fehlte ein Wort der Genugtuung. Er hatte selbst zu tief in den Klauen einer — vermeintlichen — Schuld gelesen, als daß er wirklich Schuldigen einen Fluch hätte nachsenden oder über ihren Tod Befriedigung hätte empfinden können.

Seinen Wächterposten gab er auf Wunsch seiner Kinder auf, dagegen arbeitete er in seinem Beruf fleißiger als sonst, und an Arbeit fehlte es ihm nicht.

Im folgenden Mai fand dann eine Doppelhochzeit statt; Bädermeister Witt erachtete es als eine Ehrenpflicht, sie auszurichten. An der Festtafel saß Schellbruch zwischen Grünaus Mutter und Frau Witt, und er mußte es über sich ergehen lassen, daß der alte Witt in seiner Tischrede seiner rühmend gedachte.

Er lebte jetzt still für sich, ohne je allein zu sein. Die täglichen Mahlzeiten nahm er bei Hans Witt und seiner jungen Frau ein, für seine sonstigen Bedürfnisse sorgten beide Töchter gemeinsam. Er wurde von allen in der Stadt geschätzt, bei den Familienfestlichkeiten wurde ihm stets der Ehrenplatz aufgedrängt. —

Ein Jahr nach jenem entsetzlichen Brandunglück — wiederum brausten die Herbststürme, und es saß sich gar behaglich in der eigenen Wohnstube — setzte Grünau die Feder an und begann zu schreiben.

Seine junge Frau, die mit einer Mäharbeit unter der Lampe saß, sah verwundert zu ihm hin.

„Was schreibst du da, Alfred?“

„Wenn es fertig ist, lese ich es dir vor.“

Damit mußte sie sich zufrieden geben. Aber es war eine harte Geduldsprobe, denn der Schreiber saß wohl acht Abende über seiner Arbeit, bald schreibend, bald tief nachdenkend, und auch tagsüber war er oft zerstreut.

„So“, sagte er eines Abends, „nun bin ich fertig.“

Sie legte ihre Arbeit hin und sah ihn mit glänzenden Augen an.

„Und nun darf ich es hören?“

„Ja. Aber . . . ob du mir in allen Teilen folgen kannst, weiß ich nicht. Ich weiß ja auch nicht, ob ich immer richtig gefolgert habe.“

Und dann las er sein Manuskript vor, zuweilen sich unterbrechend, um einen Ausdruck stärker zu formen, oder noch einmal den Lauf eines Gedankens bis zu seinem Ziel wachsam zu verfolgen.

Es war eine seelische Studie, die er in vielen Abendstunden in die Form gekleidet hatte. Keine gelehrte Abhandlung, gespickt mit Fachausdrücken, sondern ein klares Bild, auf dem doch kein Strich ohne Bedeutung und Ziel war. Anfangs hörte Hermine erstaunt, fast verwirrt zu. Vielleicht hatte sie etwas ganz anderes erwartet, eine kleine Geschichte oder dergleichen; wenn ihr Interesse dennoch wach blieb und sich steigerte, so geschah es, weil ihr Vater bei dieser Arbeit Modell gestanden hatte. Und das war es auch, was diesem streng logisch aufgebauten und durchgeführten Werkchen einen besonderen Reiz verlieh: die Beseelung. Aus den beschriebenen Blättern erhob sich die Gestalt eines Menschen, der, einfach und doch problematisch, ein Leben voll Leid geführt hatte, nun aber, durch wenige Menschen seiner inneren Vereinsamung entrisen, wieder dem Leben verbunden.

Als Grünau geendet hatte, sah er seine Frau unsicher an.

„Was hältst du davon, Hermine?“

Sie blinnte nicht minder unsicher vor sich hin.

„Sehr hübsch. . . . Aber ich möchte nicht, daß Vater das jemals zu sehen bekäme. Nicht wahr, du zeigst es ihm nicht“, bat sie.

„Gewiß nicht. Vater soll es niemals sehen.“ Seine Enttäuschung über die schwache Anerkennung, die ihm zuteil geworden war, stand ihm auf dem Gesicht geschrieben.

Drei Tage lang fühlte er sich unsicher und auf falschen Wegen, dann kehrte das alte Selbstvertrauen zurück. Und in einer solchen Stunde setzte er einen Entschluß in die Tat um. Er verpackte sein Manuskript und sandte es an eine Zeitschrift, von der er in seinen geliebten fachwissenschaftlichen Werken so oft gelesen hatte.

Vier Wochen voll innerlicher Unruhe verstrichen. Als er eines Mittags vom Dienst heimkehrte, flog ihm seine Frau schon an der Treppe entgegen; sie feierten Wiedersehen fast vor den Augen der Nachbarn.

„Du errätst es nicht“, sagte sie endlich glückselig.

„Was du gekocht hast?“ scherzte er.

Sie ließ ihn vorangehen. Eine dunfle Ahnung peinigte und beglückte ihn. Wie aber erstaunte er, als er auf dem Tisch, der bereits gedeckt war, Geld liegen sah, daneben einen Brief. Und in diesem Brief stand zu lesen, daß seine Arbeit lebhaften Beifall gefunden habe und demnächst erscheinen werde, das Honorar folge anbei.

Er wußte gar nicht, wie ihm geschah. Da lag weit mehr Geld, als sein Monatsgehalt betrug, und da stand seine blühende junge Frau neben ihm, die, wie er schon beim Öffnen der Haustür festgestellt hatte, sein Lieblingsgericht gekocht hatte. . . . Ach, es wurde heute nicht viel mit dem Essen! Erstens war es halb verbrannt, und zweitens lähmte der Anblick des Geldes jeden Appetit.

Dieser Tag verlief eigentlich noch viel schöner als der Hochzeitstag.

Nach zwei Monaten — es war inzwischen Winter geworden, der Fluß stand unter Eis und gab eine prächtige Schlittschuhbahn her — hielt Grünau die Nummer der Zeitschrift, in der sein Aufsatz abgedruckt war, in Händen. Er vergaß alle Eisfreuden, setzte sich in die Sofaecke und las seine Arbeit mindestens dreimal von der ersten bis zur letzten Zeile.

XXVIII.

Diese Angelegenheit erhielt aber eine noch viel größere Bedeutung. Im nächsten Frühjahr kam eines Tages der Polizeimeister früher als sonst zum Dienst. Schon im Vorzimmer sagte er aufgeregt zu Grünau:

„Kommen Sie doch mal einen Augenblick zu mir, lieber Freund“, und schritt ihm voran. Drinnen angelangt, sah er seine „rechte Hand“ lange und erstaunt an.

„Na, Sie wollen mich verlassen, Grünau?“

Grünau trat vor Überraschung einen Schritt zurück.

„Ich, Herr Polizeimeister?“

„Sie haben sich doch nach außerhalb beworben?“

„Nein.“

„Das fasse ein anderer!“ Kopfschüttelnd wandte der alte Herr sich seinem Schreibtisch zu. Als er sah, rühte er endlich mit der Sprache heraus.

„Diesen Brief erhielt ich heute morgen. Er ist vertraulich und an mich persönlich gerichtet, aber Sie dürfen ihn gern lesen.“ Damit reichte er Grünau ein Schreiben. Als er es zurückerhielt, suchte es in dem Gesicht des Jüngeren.

„Es ist da von einem Aufsatz die Rede“, bemerkte tadelnd der Polizeimeister. „Warum haben Sie mir den nicht gezeigt? . . . Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch“, rief er dann halb ärgerlich, halb bewundernd. „Und wie soll nun meine Antwort ausfallen, wie?“

Grünau war mit seinen Gedanken weitab.

„Herr Polizeimeister“, sagte er endlich, „ob das wohl das Richtige für mich ist? . . .“

„Was reden Sie da!“ kam es fast unwillig zurück.

„Aber man muß sich einer Stellung, die man antritt, auch gewachsen fühlen.“

„Das Polizeipräsidium in M . . . wird schon wissen, daß es keinen Mißgriff macht. Übrigens unbegreiflich! . . . Die Herrschaften haben doch sicherlich Nachwuchs in Hülle und Fülle. Und da strecken sie die Arme nach meinem Getreuen aus. Gott gebe, daß nicht noch mal ein Schnabel an unserer guten kleinen Stadt Gefallen findet.“

Grünau erhielt die Stellung, die seine äußeren Verhältnisse von Grund auf änderte. Es gab Abschiedsfeiern mit den wenigen Freunden, denen er sich angeschlossen hatte; am Vorabend seiner und seiner Frau Abreise vereinigten sich die Familienmitglieder, wozu sich auch der Bäckermeister Witt und seine Frau rechneten, bei Hans und Lisbeth.

Und dann kam der Abschied, der vor allem den Schweltern sehr schwer wurde. Schellbruch ließ sich äußerlich nichts anmerken, aber er war wochenlang still und in sich gekehrt. Erst als Hermine Briefe nicht mehr das Heimweh der ersten Zeit verrieten, ging der Alte wieder aus sich heraus.

So vergingen fünf Jahre. Schellbruch durfte sich noch an dem Knaben erfreuen, der Hans Witt nach zweijähriger Ehe geboren wurde; Grünaus Ehe war bis dahin kinderlos geblieben. Aber sie kamen Jahr auf Jahr zu Besuch, ihre Anhänglichkeit an die Verwandten wurde mit der Geburt des kleinen Witt, der nach seinem Großvater väterlicherseits Karl gerufen wurde, eigentlich noch stärker.

Als Lisbeth an einem Maiabend zu ihrem Vater in die Werkstatt trat, sah er still vor seinem Arbeitstisch. Er lächelte ihr zu.

„Hast du den Kleinen nicht mitgebracht?“ fragte er.

„Nein, Vater . . . Soll ich ihn holen? . . . Oder kommst du mit.“

„Laß nur, Kind. Ich sehe ihn ja morgen. — Wann schreibst du an Hermine?“

„Ich hab' doch erst vorgestern geschrieben!“

Er nickte.

„Schreib' ihr bald wieder, hörst du?“ sagte er dann. Er wollte noch etwas sagen, unterdrückte es aber, ein peinvoller Zug lagerte auf seinem Gesicht.

Lisbeth kannte ihn; in solchen Augenblicken durfte man ihn nicht mit Fragen bedrängen.

Als er sich verabschiedete, hielt der Vater sie zurück.

„Lisbeth!“

Sie trat zu ihm hin.

„Du bist doch glücklich, nicht? . . . Ach, ich weiß es ja“, setzte er hastig hinzu. „Und auch Hermine ist glücklich. Und nun geh, ich fühle mich etwas müde.“ Er duldete es, daß seine Tochter ihn liebkoste. Dann war er allein. Durch die blitzblanken Fenster fielen die letzten Strahlen der Raison, dann wurde es Abend und Nacht. Und am nächsten Morgen weckte Lisbeth Witt ihren Vater vergebens: ein Herzschlag hatte ihn schmerzlos sterben lassen.

— E n d e . —

Werden!

Laß die Kräfte schaffend walten,
Die das Schicksal dir gegeben;
Selber müssen wir gestalten
Inhaltsvoll das ganze Leben.

Ruhlos darf kein Tag zerrinnen,
Last uns auf uns selbst vertrauen;
Immer werdend, neu beginnen,
Vorwärts und nicht rückwärts schauen.

Und des Glückes gold'ne Gaben,
Alle Güter hier auf Erden,
Was wir sind und was wir haben,
Ist ein Kampf um höchstes Werden!

W i l h . L e h n e n .

Die Stadt der tausend Tempel.

Von Albert Schweitzer.

Was Mekka für den Islam, Kandy für den Buddhismus, das ist Benares für die Brahmanen. Mehr noch. Benares ist die Hochburg und Geburtsstätte des Brahmanentums, aber zugleich auch das Herz eines jeden religiösen Pulschlags. Hier laufen alle die zahlreichen Fäden indischer Kultur und religiösen Empfindens zusammen. Hier sind alle Götter und Götzen des weiten indischen Himmels vereinigt, die in kaum fassbarer Zahl als Inkarnation des höchsten Wesens Gestalt angenommen haben. In dieser großen Tempelstadt mit ihren mehr als tausend Tempeln findet der Hindu des Samalaya ebensoviele die Schutzgötter seiner Heimat wie der Eingeborene von der Küste des bengalischen Meerbusens, denen er seine Opfer darbringt. Die Millionen Götter des Brahmanentums sind hier um den großen Schiwa versammelt, den Herrn des Lebens und des Todes, den Schöpfer und Vernichter, dem die blutige Göttin Durga beigegeben ist. Daneben thronen Wischnu und Ganesha, der mächtige Gott mit dem Elefantenkopf, Hanuman mit dem Affengesicht und unzählige andere Götter.

In der schärfsten Biegung des heiligen Ganges baut sich Benares, diese wunderbare, seltsamste aller Städte amphotheatralisch auf emporsteigend von den Treppen und Terrassen am Strome zu Tempeln und Palästen, Kuppeln, Minaretts und Pavillons. Und über all dem thront wie eine Königin, althernd und feindselig die imposante, riesige Aurangzeb-Moschee mit ihren zwei hohen, schlanken Mi-

retts. Der heilige Ort der Pilger sind die Gats, die Treppen, die steinernen Symbole des Niederstieges vom Unreinen, vom Vergänglichem in das ewige Element des Wassers. Mit Stolz nennen die Hindus diese seltsame Stadt Waranasi, die Stadt, die das beste Wasser hat. Ich möchte aber keinem Europäer zumuten, dieses Wasser zu trinken, in dem der ganze Schmutz von Benares schwimmt; dieses Wasser, das die sinkenden, aufgedunsenen Leiber der Heiligen und Ausläsigen bespült. Am heiligen Ganges zu leben ist dem Hindu ein Glück, in seinen Fluten zu sterben Bedürfnis.

Benares hat achtundvierzig nebeneinanderliegende Treppen oder Gats, die über die steile Uferböschung zum Wasser führen. Besonders interessant ist das Manikarnika-Gat. Den Namen gab ihm sein heiliger Brunnen, in den Mahadama, eine Inkarnation Schivas, seinen Ohrring warf. Dicht neben diesem Gat liegt der Verbrennungsplatz. Hier werden täglich zwanzig bis dreißig Menschen verbrannt. Seit Jahrhunderten wiegelt der Ganges solche Feuer. Seit Jahrhunderten werden hier ganze Generationen und Dynastien, ja, ganze Völker zu Asche. Und immer standen die Hinterbliebenen ebenso wie gestern und heute gleichgültig und lächelnd, so ohne sichtbaren Schmerz dabei. Den Hindu scheint keine Angst vor dem eigenen Schicksal zu befallen, kein Grauen zu berühren. Hier trägt der Tod eine andere Maske, bedeutet ein anderes Sterben. Dem Hindu liegt nichts am Körper, die Seele ist es, um die er sich kümmert, mag der Leib ruhig sterben. Und so sehr achtet er die Seele auch in ihrer tiefsten Verdamnis, daß er Schlangen Töpfe mit Milch hinstellt, im Glauben, daß ein Urahne in ihnen lebt.

Täglich spielt sich hier ienes wundervolle Schauspiel der Sühne ab, das grandioser ist in seiner Inbrunst als alle Riten abendkündlicher Religionen. Noch bevor die ersten Strahlen der Sonne die Tempelstadt treffen, schreiten hochauferichtete Gestalten feierlichen Schrittes die Stufen hinab zum Bade. Je höher die Sonne steigt, um so toller und bunter wird das Leben und Treiben am Ufer. Frauen in roten und blauen Togas tauchen ehrfürchtig in die schlammig-gelben Fluten, während auf den von Wasser triefenden Bronzeplastiken der Männer die Strahlen der Sonne tausendfach glitzern. Immer mehr Menschen strömen herbei: Schiffe und Barken beäugen auf der blanken Fläche zu flirren; am Ufer tauchen zwischen gelben und grünen Schirmen die Brahmanen auf. Ihre Tische sind überhäuft mit Blumen und Früchten, den frommen Geschenken für die sie als Dank den Gläubigen das grelle Zeichen Schivas, die Keule oder die Schmetterlingsflüge! weih auf die dunkle Stirne malen.

Der Hindu, der gleich allen anderen Naturvölkern Vorsehung für die Zukunft nicht kennt, nimmt Entbehrungen eines ganzen Lebens, Mühsale und Strapazen härtester Art auf sich, um einmal nach Benares pilgern zu können. Jahrzehnte wartet er und kann er trotzdem den lächerlich geringen Fahrpreis nicht erschwinnen, dann wandert er zu Fuß — barfüßig natürlich, seine Steppdecke, seine kupferne Kota (zum Trinken), sein Kochgeschirr mitschleppend durch den gelben Lehm der Ebenen. Des Nachts schläft er, wo es gerade ist. Und wenn er zu Tode ermattet, es ist ihm gleich, wenn er nur Benares noch lebend erreicht.

Nach dem Bade wallen die Pilger langsam und feierlich, mit Blumen in den Händen, durch die engen, schmucklosen Gassen dieser seltsamen Stadt zu den heiligen Brunnen, Tempeln und Altären, die in einem labirynthischen Gewirr zahlloser Gäßchen nebeneinanderliegen. Vorbei geht der Weg an den glühenden Götzen aus Erz und ockergelbem Ton, vorbei an einem Heer von Bettlern, denen Reis und Früchte in die erhobenen Schürzen geworfen wird, vorbei an kleinen Geschäften, die vollgepfropft sind mit Idolen und Bildern des Heiligtums.

Während am Gangesufer ein wunderbar ergreifendes Schweigen herrscht, lärmten hier oben am Eingang des goldenen Tempels zahlreiche Fatire zwischen den Tieren. Hier ist es kürzester. Die Gassen sind kaum so breit wie Menschenschultern. Unaufhörlich strömen Menschen durch das offene Tor des Tempels, aus dem der betäubende Duft weiltender Tabakrosen und Goldnelken scheidet. Die heiligen Rube des Tempels gehen aus und ein, jeder weicht den plumpen Tieren ehrfürchtig aus, bietet ihnen Gras und grüne Stängel und immer neue Menschen strömen herbei, überall betet dieses unbegreifliche Volk zu seinen Millionen Göttern. Nicht weit davon ab befindet sich der Durgatempel. Hier reihen dreihundert heilige Affen dem Besucher frech und wild die Futtertörner aus der Hand und den Hut vom Kopfe.

Das ganze Leben dieser Stadt richtet sich nach den Bedürfnissen der frommen Pilger. Zahlreiche Brahminen stehen ihnen zur Verfügung, begleiten sie auf ihren Opferwegen, sprechen für sie die wirksamsten „Mantras“ oder Gebete, unterziehen sich der schwersten Buße und Askese und martern den Leib, damit die Pilger festig werden. Eine große Anzahl Gasthöfe und Speisehäuser sorgen für die bestimmte Nahrung. Ganze Straßenzüge hindurch gibt es nichts als Buden, in denen Messingtöpfe für die Wajschungen, Blumen

und Reis für Opfergaben und kleine, bronzene Götzenbilder zur Erinnerung an die Pilgerfahrt verkauft werden.

Erst in den vom Tempelviertel weitabliegenden Straßen wird es etwas ruhiger. Hier liegen die zum Trocknen aufgeschichteten Kuhmiststaben, die als Heizmittel verwendet werden. Hier befindet sich auch das Hindu-College, wo die indischen Gelehrten, die Rostiker, die Theologen leben, die barfuß mit entblößter Brust mit Brillen und in Hüfttüchern die heiligen Schriften lesen.

Am Ufer des Ganges stehen die Paläste der Maharadschas, die ihre frommen Ahnen vor langer Zeit erbauten. Und zwischen all der Wirnis schmuckiger Gassen, phantastischer Häuserreihen und hin- und herwimmelnder Menschenmassen, entfaltet sich jenes exotisch wundervolle Bild orientalischen Lebens, das sich wohl nirgends so farbig und rein erhalten hat als in Benares, wo jede Berührung mit dem Fremden als Verletzung der Gottheit gilt, und wo wie ein letzter Rest der vieltausendjährigen Vergangenheit die magischen Wunder der indischen Völkerverwege sich offenbaren. Bis in die urältesten Zeiten menschlicher Geschichte reicht die Erinnerung an Benares zurück, an die heilige Stadt Raschi die Glänzende, an jener bevorzugten Stelle gelegen, an der der Ganges nach Norden umbiegt; von den Strahlen der aufgehenden Sonne zuerst getroffen, schien die Stadt vorbestimmt zu der Wohnstätte Schivas. Jahrtausende sind über die Stadt dahingerauscht, Buddha hatte hier einen Tempel, dessen Ruinen in dem ältesten Teile der Stadt Sarnath noch aufragen, der Islam hat sich hier eine große Moschee mit stolzen Minaretts erbaut, aber nichts hat die Stärke des brahmanischen Kultes und die uralte Tradition des Hinduismus zu erschüttern vermocht.

Das einzige, was unser Verstand einigermaßen erfasst, das sind die weltberühmten Benaresarbeiten, die als Kunstwert im Gewerbe aller Länder den ersten Rang einnehmen. Die wunderbar feinen Kupferziselierungen und Messing-aravierungen sind alle mit der Hand, mit ganz rohen Werkzeugen gemacht. Noch wertvoller sind die Benares-Brosche. Eine Fülle von Schönheit, Abwechslung und Phantasie liegt in diesen dünnen, fast wie aus Mondscheinstrahlen gewebten Schleiern aus Gold-, Silber- und spinnwebfeinen Farbstäben süßester Schattierungen, in diesen schweren, handgestrickten Seidenbehängen, metallisch irisierenden Decken, in diesen mannigfaltig gemusterten Gewändern, die als Staatsroben oder Kostüme indischer Schauspieler und Tempeltänzerinnen Verwendung finden.

Noch weit draußen im Hotel, das außerhalb dieser seltsamen Tempelstadt im Schatten mächtiger Boobäume liegt, findet man nicht die so notwendige Ruhe nach all der Wirnis des Grotesten, Unfassbaren, Nieseakhten und Erschütternden dieser Stadt der tausend Tempel.

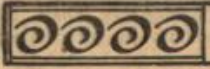
○○○ Scherz und Spott ○○○

Summarische Stellungnahme. Richter (zum Beklagten nach Verlesen der Klage): „Haben Sie etwas darauf zu bemerken?“ — Beklagter: „Ja, ich bestritte alles — nur nicht die Kosten!“

Auf der Hochzeitsreise. Er (im Auto zu seiner jungen Frau): „Jetzt wollen wir aber vernünftig sein und uns nur alle fünf Kilometer einen Kuh geben.“ — Sie: „Gut, aber dann laß mich steuern. Du fährst zu langsam.“ (Le Rire.)

Das diskrete Kind. „Du sprichst doch niemals davon, Minnie“, sagt Mama, „wenn Papa und ich uns zanken?“ — „Aber, nein, Mutti, wie kannst du nur so etwas denken“, antwortete die Kleine gekränkt. „Ich erzähle nur davon, wenn ihr mal miteinander nett seid.“

Schwedischer Humor. Eine junge schöne Dame kam in die Apotheke. Der Provisor, der damit beschäftigt war, Frau Lehmanns Magenpillen zu drehen, sah auf, lächelste freundlich, als er die Schöne sah und ging mit eleganten Bewegungen zum Ladentisch. Mit verlegener Miene fragte die junge Dame, ob es nicht ein Mittel gäbe, Rizinusöl einzunehmen, ohne den Ulgeschmack zu spüren. Das Gesicht des Provisors leuchtete auf. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen, während ich mit dem Apotheker selbst spreche?“ fragte er. Die Dame setzte sich. „Vielleicht darf ich Ihnen inzwischen ein Glas Limonade anbieten?“ — „Danke sehr.“ — Der Apotheker ging hinaus und kam mit einem Glas Limonade zurück, das sich die junge Dame gut schmecken ließ. Als sie die Limonade ausgetrunken hatte, fragte sie: „Kommt der Apotheker nicht bald?“ Der Provisor lachte zufrieden: „Das war nur ein Vorwand von mir. Das Rizinusöl, vor dem Sie solche Angst hatten, ist in der Limonade gewesen.“ Die junge Dame wurde bleich und rannte zur Tür. „Das ist doch verrückt!“ schrie sie, schon in der Tür. „Ich habe doch wegen meines kleinen Bruders gefragt!“

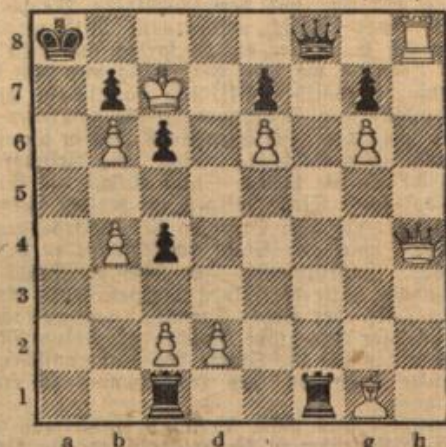


Schach



Bearbeitet von R. Wedesweiler.

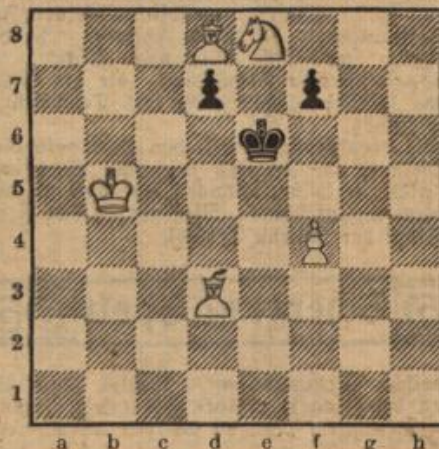
765. Frhr. von Holzhausen (1925).



WeiB: Kc7, Dh4, Th8, Lg1, Bb4, b6, c2, d2, e6, g6;
Schwarz: Ka8, Df8, Tel, fl, Bb7, c4, c6, e7, g7.

Matt in 3 Zügen.

766. Paul Krüger-Wiesbaden (Urdruck).



WeiB: Kb5, Ld3, d8, Se8, Bf4; Schwarz: Ke6, Bd7, f7.
Matt in 3 Zügen.

767. Paul Krüger-Wiesbaden (Urdruck).

WeiB: Kg8, Da4, Lg2, Be5; Schwarz: Kh5, Be6, f5.
Matt in 3 Zügen.

765 Ein feines Problem deutscher Richtung, welche die Durchführung einer scharfen Idee in den Vordergrund stellt. — 766 Eine hübsche Miniatur im böhmischen Stil, in dem gefällige Mattbilder die Schönheit der Aufgabe bilden. — 767 Einfacher, doch auch recht gefällig. Der Verfasser sandte die beiden Aufgaben als „Lehrlingsarbeiten“ zur Prüfung. Und schon waren es kleine Gesellenstücke, die besonders durch die Oekonomie der Mittel und durch die Eleganz der Mattführung wohlthuend wirken. Wenn Herr P. K. bei Abfassung seiner Erstlinge sich nicht zu sehr an schon Vorhandenes angelehnt, sondern aus Eigenem geschöpft hat, dann kann man noch Gutes und Schönes von ihm erwarten. Unsere Löser, besonders die Kenner, sind um ihr Urteil gebeten.

Partie Nr. 361. — Französisch.
Panhansturnier auf dem Semmering.
WeiB: Spielmann; Schwarz: Vajda.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Se3, Sf6; 4. e×d5, e×d5; 5. Lg5, Se6 (von Bogoljubow bevorzugt) 6. Lb5! Le7; 7. Sge2 0-0;

3. 0-0 Se4 (wahrscheinlich das Beste, 4. L×c6 D×c6; 10. L×e7, D×e7; 11. Tel, Dg5! 12. S×e4, d×e4; 13. Sg3, f5; 14. De2, Le6 (wegen Dc4+) 15. Da6 (f3?) Tad8; 16. D×c6, Ld5; 17. Dc5! Wenn jetzt f5, dann 18. S×e4.) h5 (Die Partie wird interessant, denn Schwarz sucht um jeden Preis den Angriff festzuhalten.) 18. e4, La8; 19. h4! (sonst Schwarz h4) Dg4; 20. d5, D×h4; 21. D×c7, Te8; 22. De5 (wenn S×f5, dann D×f2+; 23. K×f2, T×f5+ und T×c7) Tce8; 23. Dd4 Dg4; 24. Dd1 Dg5; 25. D×h5, D×h5; 26. S×h5, f4 (will den S abfangen mit g6); 27. g3, g5; 28. Td1, Kh7 (Majestät bemüht sich selbst das verlaufene Rößlein einzufangen.) 29. Td4 Kg6; 30. g4, e3; 31. f×e3, f×e3; 32. c5, Lb7; 33. c6, La6; 34. d6, e2; 35. Sg3, Tf3; 36. S×e2, L×e2; 37. d7, Te8—e3; 38. T×e2 und Schwarz gibt auf. (Bei 38. d8D hatte Schwarz mit den beiden Türmen ein ewiges Schach gehabt.)

Partie Nr. 362. — Wienerisch.

Semmering, 11. Runde.

WeiB: Spielmann; Schwarz: Dr Vidmar.

1. e4 (im Trebitsch- und im Semmering-Turnier bevorzugt Spielmann e4 vor d4) e5; 2. Sc3, Sf6; 3. f4, d5; 4. f×e5, S×e4; 5. Sf3, Lb4? (Le7! Spielmann kommt jetzt in sein Element.) 6. De2, L×b3; 7. b×c3, 0-0; 8. De3! Se6; 9. Ld3, f5; 10. 0-0, f4? (Le6!) 11. De2, Sg5; 12. La3, S×f3? (Tf7!) 13. D×f3, Tf7; 14. Tael, g5; 15. e6 („Dieser Bauer wirkt wie die Stoßkolonne Marschall Soult bei Austerlitz — er stößt bis zur letzten Linie durch.) Tg7; 16. Dh5, Se7; 17. Lc5! Se6 (wegen Ld4); 18. e7, S×e7 und aufgegeben, denn nach T×e7 käme D×g5+, Lh7+ und andere Haßlichkeiten

Lösungen.

756. Df8, d6, f4 d4, g1#. — 757. 1. e7, Lc6+; 2. b7, L×b7; 3. Kb8, Kb6; 4. b5! (die Pointe; durch Zugzwang geht der L verloren oder sofort c8D). — 758. 1. Tel+, Kc8 oder e8; 2. g7, T×g7; 3. Tc8 und Patt oder ewiges Matt. — 759. 1. Tg4! — 760. 1. De4. — 761. 1. Th7. — Löserliste: Die Herren A. Wirth, L. Nickel-Schaffhausen b. Alzey, Jos. Schmidt-Biebrich, S. Gradstein, R. Knebel, P. Jung, (bei einer Zusendung fehlt der Name).

Anmerkung. Schachchronik und andere Schachartikel finden unsere Leser jetzt auch manchmal unter Sport



Rätsel



Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a, a, ah, an, as, bei, bel, cha, cher, chlo, da, de, der, di, e, gel, hi, ho, horst, i, in, le, len, li, li, li, li, li, list, lun, ma, nat, ne, ne, ner, ni, nung, ri, rid, schwert, spi, tan, tri, uh, uhr, va, za sind 16 Wörter zu bilden deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Wieland-Zitat ergeben. — 1. politischer Verbrecher, 2. homerische Dichtung, 3. Gas, 4. Musikinstrument, 5. Blume, 6. Zierstrauch, 7. Gefühl, 8. Insekt, 9. Komponist, 10. bibl. Person, 11. Ort bei Hamburg, 12. Baum, 13. Handwerker, 14. Staat in Nordamerika, 15. Rasse, 16. Gemüse.

Sprichwort-Rätsel.

Aberglaube, Rübezahl, Waldemar, Helena, Abendrot, Besserung, Gelehrter, Abessinien, Serbien, Halsband, Redaktion, Indianer, Hundert, Buchsbaum.

In jedem Wort ist eine Silbe eines Sprichworts enthalten.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 78.

Rätselsprung: Lichtwärts alle Halme streben und aus allen Poren bricht neue Kraft und neues Leben: Sei willkommen Osterlicht! — Arithmetische Scherzaufgabe: (Oase — Ase + (Stern — n) + (Nase — n + h) = Osterhase. — Reim-Rätsel: Meier, Geier, Feier, Schleier, Eier. — Besuchskarten-Rätsel: 1. Filmspielerin, 2. Rechtsanwalt.

Richtige Lösungen sandten ein: Mathilde Klein aus Wiesbaden und Lina Schröter aus Biebrich a. Rh.